

HALBWERTZEIT DER UTOPIEN

BEITRAG ZUM SYMPOSIUM „LEITSYSTEME ZUM NEUEN“ IN DRESDEN AM 11. UND 12. 11. 2005

VON WOLFGANG KIL

Prolog

Von allen Auskünften aus der Vergangenheit sind mir die am liebsten, die mir ein bereits verfestigtes Bild – „So und nicht anders sei es gewesen...“ – irritieren. Wie zum Beispiel in folgendem Zitat, in dem es um das Interesse an Straße und Platz, genauer: an Öffentlichkeit im öffentlichen Raum also, geht:

„ein wort macht die runde, gefühle werden angeregt, wir verlassen unsere individuellen aufgaben ... und strömen hinaus auf die straße. kleine, aufgeregte gruppen haben sich gebildet, sie verschmelzen mit anderen gruppen, bis eine große menschenansammlung sich vorwärts bewegt in richtung auf ... was? Den marktplatz? Den platz um die kathedrale? Die alkoholfreie wirtschaft? Den schlackehaufen hinter dem gaswerk? irgendwo ist ein konzentrationspunkt für den ausdruck der kollektiven gemütsbewegung als herz des organismus. Auf einer weniger ausgesprochenen ebene kann man ihm auf der promenade wiederbegegnen, der abendlichen oder wöchentlichen ansammlung von bürgern aller altersstufen und lebensbedingungen, die hinausgehen, um sich gegenseitig anzuschauen, bekannte zu grüßen, mit freunden zu schwatzen oder liebesgeflüster mit ihrer liebsten auszutauschen. Dies ist die funktion des herzens der stadt.“¹

„Hier spricht nicht etwa Stalin“, klärt uns dazu die Historikerin auf, „sondern die englische CIAM-Gruppe, in einer Übersetzung von Max Bill. Die Frage nach dem Zentrum und seiner Bedeutung für die Bürger einer Stadt ist historisch dringend geworden.“ – „Erst die noch ausstehende Dokumentation der Nachkriegskongresse der CIAM [unser Zitat stammt aus dem Kongress von Bergamo 1949] wird darüber Aufschluss geben können, inwieweit die Frage einer Kurskorrektur hin zu den Problemen der kriegszerstörten europäischen Städte 1950 auch in der CIAM selbst herangereift war.“²

CIAM? Waren das nicht die mit der Charta von Athen? Diese ausgemachten Feinde aller historischen Überlieferungen, die mit den überkommenen Städten kurzen Prozess machen wollten wie Le Corbusier mit seiner *ville contemporaine* für Paris, dessen megalomane Planfiguren die Architektenwelt so unendlich beeindruckt hatten, dass auch Dresden sein Stück davon abbekam ausgerechnet von der Hand eines gemäßigten Modernen, des

¹ Zit. nach: Simone Hain: Reise nach Moskau – Wie Deutsche sozialistisch bauen lernten. In: Bauwelt, Berlin, Nr. 45 / 1992

² ebenda

aus Königsberg vorübergehend zugezogenen Hanns Hopp, der bald danach zu einem der folgsamsten und stilprägendsten Architekten der „Nationalen Traditionen“ wurde? Wer heute – zumal in Dresden – CIAM hört, denkt naheliegenderweise an jene rücksichtslos schematische Überzeichnung aller überlieferten Stadtstruktur.

Wo bleibt die Erinnerung an jene Strömung innerhalb der internationalen Moderne, die, wie Helena Syrkus aus dem Dresden-gleich „ausradierten“ Warschau, eine Öffnung der Moderne-Grundsätze forderte für die völlig neuen Probleme und Ausgangslagen eines ganzen Kontinents nach dem Krieg ... die neuen emotionalen Bedürftigkeiten nach den unfassbaren Verlusten kultureller Substanz ausdrücklich inbegriffen?

Modernisierung contra „Deutsches Stilgefühl“

In der Einladung zu unserem heutigen Symposium lese ich, Dresden sei „wie kaum eine andere europäische Stadt“ das Tableau markanter „Zukunftserwartungen“ verschiedener, jeweils einander ablösender Epochen. Meiner Meinung nach stimmt das nur in dem Maße, in dem man den darin mitschwingenden Superlativ etwas dämpft: *Jede* Stadt dieses Alters, dieser Größe und dieser territorialen und politischen Bedeutung kann für sich in Anspruch nehmen, dank tieferer Zäsuren im Verlauf ihres geschichtlichen Werdens über ein vielfältiges und somit ausdrucksfähiges Gesicht zu verfügen. Dessen Entzifferung und Interpretation lässt Städte ja überhaupt erst zu diesen „steinernen Geschichtsbüchern“ werden, als die sie uns – aus kultureller Perspektive – so wichtig sind. Ich würde sogar behaupten, Dresden verkörpert für seine frühen, d.h. vorindustriellen Entwicklungsetappen einen eher gemäßigten Wachstums- und Differenzierungsprozess – verglichen etwa zu Karlsruhe als absolutistisch durchgesetztes „Gesamtkunstwerk“, mit Wien nach dem Umbau durch Sempers Ringstraße, mit Paris nach Haussmanns Boulevard-Plan. Auch im Wettlauf der industriellen Expansionen lässt sich Dresden allenfalls im Mittelfeld ausmachen, gemessen an Magdeburg, Leipzig oder – dank James Hobrecht – an Berlin, von Manchester, Lodz oder den Ruhrstädten ganz zu schweigen.

Selbst die Nationalsozialisten, unter deren markanteren Stadtumbau-Planungen neben Berlin, München, Nürnberg, Linz, Hamburg und Weimar stets auch Dresden genannt wird, haben die Elbmetropole in ihrer bis dahin zugewachsenen Bedeutung als Zentrum von Kultur und Wissenschaft wie von florierenden, z. T. Weltmarkt führenden Fabrikationen nicht wirklich umzudeuten versucht. Wohl lässt sich in den Vorbereitungen für das (zwischen Hygiene-Museum und Großem Garten) geplante Gauforum die deutliche Absicht ideologischer Landnahme ausmachen. In uneingestandener Konkurrenz zum barocken Glorienschein wurde in den zahlreichen Wettbewerbsbeiträgen nach einem „Stilgefühl des neuen Deutschland“ gesucht, damit, so Gauleiter Mutschmann, „die großen Baupläne für

alle Zukunft Zeugnis ablegen von der geistigen und physischen Kraft jener Generation, die das Glück hatte, dem Baumeister Großdeutschlands und Schöpfer des nationalsozialistischen Reiches folgen zu dürfen.“³

Wie, bei aller finsternen Entschlossenheit, dieser Suchprozess noch etliche Zeit unsicher, ja schwankend schien, zeigt das unterschiedliche Schicksal zweier Bauten aus dem Jahrzehnt zuvor: Während Wilhelm Kreis' statuarisch auftretendes *Hygienemuseum* (Bj. 1930) zur fixen Bestands- und somit Bezugsgröße innerhalb der Gauforumsplanungen wurde (obwohl es dem klassisch tektonischen Kanon der NS-Architektur widersprach), wurde das *Kugelhaus*, jene wenige Jahre zuvor noch gefeierte Ikone technoider Zukunftsbegeisterung, nach lancierten Diffamierungen in der Presse („Ausgeburt einer entarteten Technik“) 1938 abgerissen.

Was der Stadt Dresden allerdings – über jene architektonischen Kulturkämpfe hinaus – während der NS-Herrschaft an planerischer Veränderung zgedacht war, lässt sich rückblickend weniger als ideologischer, vielmehr als modernisierender Eingriff deuten. Die von Paul Wolf, dem seit 1922 amtierenden Stadtbaurat, 1937-39 vorgelegten Pläne zur Neugestaltung der Dresdener Innenstadt muss man, von ortsspezifischen Details wie einem „Museumsviertel“ hinter dem Zwinger abgesehen, als typische Regulierungs- und „Beschleunigungs“-Versuche einer hinter den Erfordernissen der Zeit zurückgebliebenen Altstadt auffassen. In großen Gesten wurden rund um ein kulturhistorisch wertvolles Kerngebiet vor allem Verkehrswege geöffnet und, als längst überfälliger Reflex auf die wild gewachsenen Stadterweiterungen der Industrialisierung, nach Vernetzungen mit dem regionalen Wirtschaftsraum – hier also zwischen Pirna, Freital und Meißen – gesucht. Inwieweit die erheblich aufgeweiteten Schneisen am Ende tatsächlich als ideologisch aufgeladene Prestigeachsen mit pompösen Bauten im „Stilgefühl des neuen Deutschland“ gefasst worden wären (d.h. wie das Regime diese bodenrechtliche Neuordnung unter „Friedens-Bedingungen“ durchgesetzt hätte), darüber lässt sich allenfalls, aber wenig sinnvoll, spekulieren.

Übrigens: Einziges bis heute stadtwirksames Relikt jener nie zur Ausführung gereiften Gauforums-Planungen ist die Lingner-Allee. Trotz all ihrer offenbaren Ziellosigkeit behauptet diese wuchtige Schneise eine seltsame Dauerhaftigkeit, diene dem Robotron-Viertel als Rückgrat und wurde sogar in der Nachwende-Zeit, wenn auch nur als ideelle markierte Achse, unverkennbar fortgeschrieben. (*Abb.: 1. Preis im Wettbewerb 1994, Müller/Djordjevic-Müller/Krehl, Stuttgart*)

³ zit. nach Werner Durth, Jörn Düwel, Niels Gutschow: Ostkreuz. Architektur und Städtebau der DDR, Bd. 1, Frankfurt a. M./New York 1998, S. 198

„Ewiges Mahnmal“ oder „Steinbruch für den Neubau“

Nach dem Februar 1945 war alles anders. Auch wenn es in vielen zerstörten deutschen Städten (lassen wir die europäischen Referenzen, also Rotterdam, Warschau, Danzig, Le Havre, Belfort usw. hier einmal unbetrachtet) langwierige und intensive Debatten über den Neu- oder Wiederaufbau gab: Wie das Inferno von Dresden einen besonderen Stellenwert in den Verlustbilanzen des Zweiten Weltkriegs einnimmt, so haben auch die hier geführten Nachkriegsdiskurse ein besonderes Gewicht. Ab jetzt kommt der Stadt tatsächlich überdurchschnittliche Beachtung zu.

„Aus den Bombenkellern heraus sehnte man sich nach der neuen Stadt...“, schreibt Matthias Lerm, nach dem er die Archive voller Stimmen fand, „die aus dem traumatischen Erlebnis der Bombennacht heraus den Fortbestand der historischen Stadt an sich infrage stellten...“⁴ Eine der eindrucksvollsten dieser Stimmen gehört meines Erachtens in das Foyer jeder Architekturfakultät dieser Welt: **„Nie wieder sollen Menschen mit einem Fluch für die Städtebauer auf den Lippen sterben**, wie sie in dem Moment der Gefahr durch deren Schuld den Weg zum Leben abgeschnitten sahen.“⁵ Zu enge Straßen, Innenhöfe ohne Fluchtmöglichkeit hatten Tausende von Menschen im Feuersturm das Leben gekostet, weshalb es schon verwundern muss, dass das Thema „Gartenstadt“, gerade in Dresden ja bestens vertraut, als Typologie eines möglichen Neuaufbaus schon nach kurzer Erwähnung (etwa bei Kurt W. Leucht im Frühjahr 1948) so rasch wieder aus den Debatten verschwand.

Sehr viel nachhaltiger wirkte die Überwältigung durch die schiere Unendlichkeit der Trümmersmassen. Allein von den ca. 700 Altstadthäusern waren 550 total vernichtet, weitere 150 schwerst beschädigt. Mit dem Schutt der Vorstädte will Architekt Fritz Müller einen 20 Meter breiten und 12 Meter hohen Wall rings um die Innenstadt aufschütten. Andere schlagen das partielle Liegenlassen von Häuserresten vor – „als ewiges Mahnmal für die leicht vergesslichen und zur Oberflächlichkeit neigenden Menschen.“⁶

„Die Stadt glich einer Wüste“⁷, schreibt Lerm und zitiert die Stadtverwaltung aus dem Jahr 1946: „Man muss die zerstörten Städte als Steinbruch betrachten, aus dem die massiven Baustoffe für den Neubau der Stadt gewonnen werden müssen.“⁸ Solche, für unsere heutigen Ohren schwer fassbare Formulierungen machten damals nicht nur in Dresden die Runde. Unter Berliner Wiederaufbauplanern war von der „mechanischen Auflockerung“ als Folge des Luftkrieges die Rede, und Hans Schmidt, Architekt aus Basel und vehementer Verfechter der Moderne, schwärmte noch 1955 vor der Trümmerwüste

⁴ Matthias Lerm: Neuaufbau. Dresdner Stadtplanungskonzepte der ersten Stunde. In: Holger Barth (Hrsg.): Projekt sozialistische Stadt. Beiträge zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR. Berlin 1998, S. 134/135

⁵ zit. ebenda, gleichfalls zit. bei Werner Durth, a.a.O., S. 200

⁶ zit. bei Lerm, ebenda,

⁷ Matthias Lerm: Abschied vom alten Dresden. Rostock, Neuauflage 2002, S. 33

⁸ Matthias Lerm, Neuaufbau..., a.a.O., S. 137

Berlins: „Die Bombenangriffe des letzten Krieges haben mächtige Lücken in den Organismus der Stadt gerissen. [...] Aber man stellt einen überraschenden Eindruck fest. Der ‚Steinhafen‘, durch den einst endlose ... Straßenschluchten führten, hat Luft und Raum bekommen. Die einzelnen Bauten wirken mit ungeahnter Plastik. Sollte es nicht möglich sein, einer Stadt, die wieder aufgebaut wird, diese Größe und Räumlichkeit, diese Tiefe und Weite des darüber geöffneten Himmels zu erhalten?“⁹ Auch das klare Raster der kreuzförmigen Hochhäuser im Planentwurf von Hanns Hopp 1946 war von solchem Empfinden getragen gewesen.

Ich muss gestehen, ich habe Verständnis für diese radikalen Positionen, denn sie sind nicht von einer gottgleichen Allmachtsallüre diktiert, wie im Falle Le Corbusiers, der Futuristen oder anderer Wortführer irgendeiner Avantgarde. Die in Dresden den rücksichtslosen Neuanfang vorschlugen, hatten einen Blick in die Hölle getan. Sie sind durch Sinnkrisen und Vergeblichkeitserfahrungen gegangen, von denen wir Nachgeborenen bestenfalls noch blasse Ahnung haben. Es sind noch Bilder abrufbar, vor denen die Gewissensnot derer, die damals von Tag zu Tag Entscheidungen zu treffen hatten, zumindest ansatzweise aufscheint.

Vor denen fiel es mir schwer, einem Baustadtrat Wermund vorzuwerfen, dass er von der Stadt nicht mehr als Gesamtkunstwerk reden mochte, da für ihn entscheidender war, „dass zum Aufbau Kohle benötigt würde.“¹⁰

Das anklagende Reden heute von der „zweiten Zerstörung Dresdens“ ist mir immer als mutwillig, weil gegenüber den historischen Sachlagen absichtsvoll blind und daher – ja – als hochgradig ungerecht erschienen.

Die „Dresdner Seele“

Gegen die „Abräumer“ nun, stellvertretend für die andern Stimmen, Herbert Conert (Stadtbaurat 1945-46): „So falsch es wäre, aus übertriebener Sparsamkeit den alten Zustand wieder herstellen zu wollen, so falsch wäre es, wollten wir Dresden ein völlig neues, vielleicht weltstädtisches Gepräge geben. Das widerspräche der Struktur der Stadt und der Dresdner Seele...“¹¹

Weil ich gar nicht die Fülle der Dresdner Nachkriegsdebatten referieren will, greife ich hier nur dieses eine Stichwort auf: *Seele*. Das soll uns zu jener Frage führen, die bislang immer noch viel zu selten gestellt wird: Warum eigentlich wurde ab 1950 mit den *16 Grundsätzen des sozialistischen Städtebaus* im Formenkanon der *Nationalen Traditionen* Stadtidee und Planungsgeschehen im Osten Deutschlands so grundlegend vom

⁹ zit. bei Wolfgang Kil: Gründerparadiese. Vom Bauen in Zeiten des Übergangs. Berlin 2000, S. 153

¹⁰ Lerm, Abschied..., a.a.O., S. 55

¹¹ zit. bei Lerm, Neuaufbau..., a.a.O., S. 139

westeuropäisch-amerikanischen Mainstream einer sich gerade entfaltenden „Nachkriegsmoderne“ abgekoppelt? Was war jener kleinen Gruppe von Planern und Baupolitikern auf ihrer legendären „Reise nach Moskau“ so Einschneidendes widerfahren, dass sie nach ihrer Rückkehr allen Prinzipien und Schemata der „Moderne“, der sie mehrheitlich bis eben noch selbst angehangen hatten, abschworen? Stalinistische Gehirnwäsche? Oder ein plausibler Lernprozess?

Neueren Forschungen zufolge waren die namhaften ausländischen Architekten in der Sowjetunion der Dreißigerjahre weniger an Stalins volkstümelnden Geschmacksdiktat gescheitert, als vielmehr an einem grundsätzlichen Akzeptanzdefizit ihrer radikalen „Modernität“: „Hier soll nichts gegen Ernst May und Hannes Meyer gesagt werden“, wurde den Gästen aus der DDR 1950 mitgeteilt. „Wir haben ihnen Ehrenpforten geflochten, als sie uns zu Hilfe kamen. Aber sie haben uns einen schlechten Dienst erwiesen“ ... insbesondere durch ihre Doktrin des allzu sturen Zeilenbaus, bei dem „nicht einmal die klimatischen Verhältnisse (Fröste und Winde) berücksichtigt [wurden]. Wenn die Städte so gebaut werden, haben sie kein Gesicht, es gibt kein individuelles Wohnen und keine Schönheit.“¹² Von Omsk in Sibirien bis Birobidshan im Fernen Osten war – weit außerhalb aller westlichen Aufmerksamkeiten – die Planungsmoderne einem gigantischen Großversuch unterzogen worden und hatte dabei offenbar ihre Grenzen offenbart. Sehr zum Missfallen der sowjetischen Auftraggeber, deren Vorwürfe dann 1950 bis in die Wortwahl so ähnlich klangen, wie heutzutage in jedem gutbürgerlichen Feuilleton über „modernes Bauen“ hergezogen wird: *geschichtslos, gesichtslos, seelenlos*.

Waren also die, die anschließend die „Zuckerbäckerfassaden“ entwarfen, nichts als verfrühte Postmoderne? Muss man Kurt W. Leucht, dem einflussreichen Stadtplaner Dresdens während der Ära Ulbricht und Teilnehmer jener folgenreichen Moskau-Reise, also applaudieren für seinen 1950er Aufbauplan, mit dem er den modernistischen (damals hieß das „formalistischen“) Kamm- und Riegelstrukturen von Mart Stamm entgegen trat? Sind die „Antimodernen“ als Wahrer der Tradition die Sieger der Geschichte? Und wenn ja – warum spielt man ihnen heute dann so übel mit – am Altmarkt beispielsweise, wo die in den Neunzigern hinzugefügte Seestraßenbebauung Raschers qualitätvolle Marktwestseite ignorant in Bedrängnis bringt?

Dass Sie hier in Dresden mit solchen – politisch allemal inkorrekten – Fragen nicht allein konfrontiert sind, kann ich Ihnen als Berliner nur vehement bestätigen: Die erste Denkmalserklärung nach der Wiedervereinigung beider Stadthälften galt dem klassizistischen Teilstück der Karl-Marx-, also der früheren Stalin-Allee. Hans Stimmann, seit 1991 ranghöchster Berliner Baubeamter, hat sich sogar zum „Gesamtkunstwerk Moskau“

¹² Zit. nach Simone Hain: „Die andere Charta“, in: *Kursbuch 112* Berlin 1993, S. 55 sowie aus: „Reise nach Moskau – Quellenedition zur neueren Planungsgeschichte“, *regio doc 1*, Dokumentenreihe des IRS Erkner b. Berlin, 1995, S. 102

jener Ära bekannt: Auch wenn ihm die heikle Gratwanderung bewusst sei, „zwischen den politischen Entstehungsumständen eines Bauwerks und seiner architektonischen Ausdruckskraft zu unterscheiden“, halte er das bauliche Erbe der Dreißigerjahre „immer noch für das beste, was dort im ganzen 20. Jahrhundert gebaut wurde. Moskau sollte sich endlich positiv mit dieser Periode arrangieren.“¹³

Den Mut zu so viel Risiko findet man nicht oft. Indem er „böse“, weil „politisch kontaminierte“ Architektur zur „Spitzenleistung des Jahrhunderts“ ausrief, brachte Stimmann das Dilemma radikal auf den Punkt: Wer im Ideologiegefecht auf vordergründig ästhetisch-formale Argumente setzt, baut sich selbst eine Falle.

„Gruselkabinett städtebaulicher Sünden“

Machen wir einen letzten Zeitsprung und landen wir in der Gegenwart, die ja, um korrekt zu sein, auch bereits ihre eigene Geschichte aufzuweisen hat. Was nicht zuletzt daran erkennbar wird, dass – nach einer Phase heftigster antimoderner Reflexe, unter denen nicht Wenige am liebsten die Nachkriegsstadt komplett entsorgt und sich so der 40 Jahre „Dresden in den Farben der DDR“ entledigt hätten – nun ganz aktuell wieder um abwägende Positionen gerungen wird. Der höchst spannenden Frage, in wieweit bei Gegnern wie bei Freunden der „Ost-Moderne“¹⁴ gerade hier in Dresden Fremdbilder eine Rolle gespielt haben, ob also die weichenstellenden Wettbewerbe Anfang der Neunzigerjahre eher dem allgemeinen Trend zu konservativen urbanen Leitbildern oder lokalen Sehnsüchten nach der endlich doch erreichbar scheinenden „Heilung“ der nie ganz verheilten Kriegswunden entsprangen, können wir hier aus Zeitgründen leider nicht nachgehen.

Um für meinen sprunghaften Galopp durch das hinter uns liegende Jahrhundert zu einem Resümee zu gelangen, will ich lediglich versuchen, die 1990 erneut vehement aufgeflamten Debatten einmal diskurskritisch zu reflektieren. Wenn wir hierfür den unbestrittenen Höhepunkt aller DDR-zeitlichen Planungen für Dresden, also die Prager Straße betrachten, so müssen wir einen bemerkenswert krassen Meinungswandels konstatieren: Vom „Gruselkabinett städtebaulicher Sünden schlechthin...“¹⁵ sprach der erste Nachwende-Baubürgermeister Ingolf Rossberg, die „soldatische Aneinanderreihung von Blöcken und Zeilen“¹⁶ beklagte dessen Nachfolger Gunter Just. Für ein Stück „Weltkultur der

¹³ Hans Stimmann im Interview. In: *Project Russia* No. 29, Moskau/Amsterdam 2003

¹⁴ so der Titel einer erfolgreichen Wanderausstellung von weithin unbekanntem Architekten der frühen DDR jenseits des Stereotyps der „Nationalen Traditionen“. Siehe hierzu Andreas Butter, Ulrich Hartung: *Ostmoderne*. Berlin 2004

¹⁵ Ingolf Rossberg, erster Baubürgermeister nach der Wende, 1990 in der *Bauwelt*

¹⁶ Gunter Just: Dresden, auf dem Weg zu einer neuen Schönheit. In: ders. (Hrsg.): *Bauplatz Dresden. 1990 bis heute*. Dresden 2003, S. 9

Nachkriegsmoderne“¹⁷ machten sich vor zwei Jahren Mitglieder der Sächsischen Akademie der Künste stark, „eine der herausragendsten Raumschöpfungen der 20. Jahrhunderts“ sehen die Bürgerinitiativen zur Rettung von Rundkino und Warenhaus bedroht. Ohne Zweifel, wir sind schon wieder mitten drin – im Streiten. Und im revidierenden Handeln.

Die Prager Straße in Dresden sei „das bemerkenswerte Ensemble einer sozialistischen Stadt inmitten einer historischen Stadt“, schreibt Joachim Fischer in einem höchst aufschlussreichen Text, der bislang leider nur über das Internet aufzufinden ist.¹⁸ Hier hakt sich allerdings mein Widerspruchsreflex sofort fest, denn es ist diese Argumentationsfigur, die mich seit 1990, also seit dem Beginn der – leider nicht nur verbalen – Auseinandersetzungen um das städtebauliche Erbe des Realsozialismus in ihrer Ungenauigkeit provoziert.

Meine Position dagegen lautet: Stadt ist generell und als Ganzes ein unablässig *Gewordenes*, mit einer inhärenten, Tag für Tag fort zu schreibenden Geschichte. Zwischen „historischen“ und – ja, was eigentlich – „modernen“, „heutigen“, etwa „unhistorischen“ Bereichen einer Stadt zu unterscheiden, führt in die Irre, und zwar alle Beteiligten: Dem Zuhörer wird – ohne weiteren Nachweis – suggeriert, unter der Zuschreibung „historisch“ versammele sich per se ein (höherer) kultureller Wert. Der so Sprechende wiederum blockiert sich selbst die Einsicht, seine eigene Auffassung von Stadt, sein planerisches Leitbild oder Konzept könnte ebenfalls dem Lauf der Zeiten anheim gegeben, also: könnte ebenfalls vergänglich sein.

Ausgiebige Erfahrung hat mich gelehrt, solch unscharfe Begrifflichkeit in aller Regel für Kalkül zu halten. Denn wer so redet, verfolgt einen Zweck. Der will unter den vielen Ablagerungen der Stadtgeschichte eine Zeitschicht gegen eine andere ausspielen. Dieses Verfahren, ganze Stadtviertel großflächig für revidierende Überzeichnungen „sturmreif“ zu reden, haben speziell ostdeutsche Städte in den letzten anderthalb Jahrzehnten bis zum Exzess erlebt ... allen voran Berlin, wo in einem Dauerfeuer ohne Maß und Ende die (maßgeblich zwischen den Sechziger- und frühen Achtzigerjahren realisierten) Zentrumsplanungen der ehemaligen DDR-Hauptstadt nicht kritisiert, sondern diffamiert wurden, um sie dann mit dem „Planwerk Innenstadt“ zur Generalrevision freizugeben. Auch Leipzig mit seinen bisherigen (Hotel „Stadt Leipzig“, Sachsenplatz) wie noch drohenden Abrissverlusten (u.a. der Wohnbebauung am Brühl) sowie der schrillen Universitätsdebatte wäre hier zu nennen, dann Potsdam mit seinem Streit um das Stadtschloss, dessen Wiederaufbau sämtliche Zentrumsplanungen der DDR-Stadt ad absurdum führen würde, oder Halle mit dem irrwitzigen Rückbau des ehemaligen Thälmannplatzes am Hauptbahnhof

¹⁷ Wolfgang Kil: 700 Meter Sehnsucht. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 30.10.2003

¹⁸ Joachim Fischer: Prager Straße. Zur utopischen Energie eines sozialistischen Stadtensembles. Beitrag zum Kolloquium „Stadt, Raum, Utopie“ am 7.-9.6.2002 in Dresden, www.rundkino-dresden.de

(samt drohendem Verlust der beiden stählernen Wohntürme ebenda). Und ganz zu schweigen von Hoyerswerda, wo die erklärte Absicht eines zugereisten „Chefplaners“, die erste rein industriell errichtete Planstadt der DDR unter das Leitbild der „Europäische Stadt“ zu zwingen, zu nichts weiter geführt hat als zum Abriss der „Stadtkrone“, d.h. der zentrumsbildenden Hochhäuser rund um das Warenhaus, und damit zur Vernichtung ausgerechnet der urbanen Elemente, die dieser schwierigen Neugründung am Ende tatsächlich so etwas wie „städtischen Charakter“ vermittelt hatten.

In diesen teilweise heftigen stadtpolitischen Konflikten soll, zumindest in den ostdeutschen Großstädten, nicht nur die Privatisierbarkeit vormals verstaatlichter, sprich: öffentlicher Baulandflächen herbeigeredet werden. Im Rahmen einer umfassenden Delegitimierungsstrategie sind hier auch eingewechselte „neue Eliten“ angetreten – gerade gegenüber den bildstärksten DDR-Ensembles – neue bau- und stadtkulturelle Deutungshoheiten durchzusetzen.

Doch das Zeitfenster, um in diesen Debatten die Topoi „architektonische Moderne“ und „undemokratisches Regime“ umstandslos miteinander verkoppeln zu können, schließt sich gerade. Im zunehmend zähen Ringen um den Erhalt von Prager Straße, Warenhaus, Kulturpalast und Rundkino in Dresden, Ahornblatt, Café Moskau oder Palast der Republik in Berlin, Brühlbebauung in Leipzig, Stadtpromenade in Cottbus, S-Bahnhof in Halle-Neustadt und viele Beispiele mehr, deutet sich die nächste Umwertung an: Die jetzt antretende Generation verteilt gerade die ästhetischen Bonuspunkte neu. Und genau so, wie man uns heute immer und immer wieder Walter Ulbricht als großen Übeltäter nennt (nur besser Informierte verweisen auch mal auf „willige Vollstrecker“ wie Walter Weidauer in Dresden, Paul Fröhlich in Leipzig oder Hermann Henselmann auf jeglichen Baustellen der Republik), werden auf den kommenden „Schandlisten“ der Stadtzerstörer und Kulturbanausen die Namen Stimmann und Boddien, Lütke-Daldrup, Busmann, Roßberg, Just und Langner v. Hatzfeld stehen.

Das soll keine Drohung sein. Es will nur einen Satz in Erinnerung rufen, der wahrscheinlich als die am meisten missachtete Empfehlung der jüngeren europäischen Stadtbaugeschichte gelten kann. Sie stammt von Adolf Loos und lautet: *Einschneidende Änderungen des alten Stadtbildes dürfen nur aus praktischen, niemals aber aus ästhetischen Gründen erfolgen. Denn ästhetische Gründe unterliegen der Wandlung, und da wir bisher immer unrecht gehabt haben, werden wir in alle Zukunft unrecht haben.*

In der Logik dieses Zitats führt nur ein ganz kurzer Schritt von „ästhetisch“ hin zu „ideologisch“. Die mehrfache Erfahrung einschneidender Leitbildwechsel im zurückliegenden 20. Jahrhundert sollte jeglicher Gesellschaft den Mut zur allzu ideell aufgeladenen Selbstdarstellung abkühlen. Es sind gerade die stolzen Fanale einer jeden Zeit, die von der

nächstfolgenden mit besonderer Hingabe geschleift werden. Im Getümmel stürzen sich alle auf die Monumente zuerst.

Postskriptum

Doch im Schatten der Monumente wird Stadt eigentlich von ganz anderen Kräften manövriert, weil sie anderen Regeln gehorcht, auf andere Bedürfnisse reagiert. „Sie haben ganz recht“ schrieb im Mai 1947 der Direktor der Dresdner Straßenbahn an den Referenten für Wiederaufbau Franz Ehrlich, „dass jetzt oder niemals die Möglichkeit dazu besteht, unsere Verkehrsstraßen allen mit Wahrscheinlichkeit zu erwartenden Bedürfnissen anzupassen.“¹⁹ Egal, ob Dresden „moderne Großstadt“ sein oder sich mehr seiner „Seele“ widmen wollte – von Paul Wolfs Schneisenplanungen bis zum erbitterten Streit um die Waldschlösschenbrücke heute blieb die „autogerechte Stadt“ noch für jede Planergeneration die heilige Kuh.

¹⁹ Lerm, Neuaufbau... a.a.O., S. 135